

# Der alte weiße

# Mann

# und ich



Als Schülerin war unsere Autorin von Goethes Werther fasziniert, im Studium jedoch vom Verehrungskult um den Dichter abgeschreckt. Jetzt schaut sie erneut auf Goethes Wirken

TEXT Jagoda Marinić FOTO Jan Philip Welchering

**B**ist du von Sinnen, über Goethe zu schreiben, denke ich, als ich diesen Essay zusage. Was ist über diesen Mann noch nicht gesagt worden? Welches Denkmal wurde ihm noch nicht errichtet, welche Verehrung noch nicht zuteil? Ich erinnere mich an einen Abend in einem Literaturhaus in Süddeutschland, an dem der Schriftsteller und Philosoph Rüdiger Safranski über Goethes und Schillers Freundschaft sprach, und wie ich mir selbst peinlich war, weil ich dort saß, mit etwa zweihundert anderen, vorwiegend älteren Menschen. Weil alle im Saal sich über das Leben eines anderen, eines toten Menschen, über dessen Leiden, Lieben und Denken beugten, während ich mir selbst leblos vorkam im Bestaunen der einstigen Lebendigkeit Goethes.

Ich wollte fertig sein mit diesem Johann Wolfgang von Goethe, obwohl auch ich in der Schule Goethes Werther geliebt hatte, wie ich überhaupt die Stürmer und Dränger geliebt habe, bis auf die Suizide in diesen Texten und infolge dieser Texte. Sie waren etwa so unheimlich wie der Suizid in der Verfilmung „Der Club der toten Dichter“ mit Robin Williams, die ich zur selben Zeit sah. Als Schülerin war mir der Gedanke an die Endlichkeit so furchteinflößend, dass es mich fast beruhigte, wenn ich Bilder des alten Goethe betrachtete. Er hat sich und seine Empfindsamkeit also überlebt, dachte ich.

Die Besessenheit, mit der Goethe stilisiert wurde, begegnete mir auch im Studium. In Heidelberg, wo ich Germanistik studierte, pilgerte das Publikum beinahe zu Vorträgen des Literaturprofessors Dieter Borchmeyer, es gab noch nicht das Feindbild der „alten weißen Männer“. Doch für mich als junge Frau war es genau das: Da standen alte Herren und sprachen über einen alten Herrn, über dessen Freundschaften – Frauen waren vor allem als erotische Objekte der Begierde interessant. Nicht, dass ich etwas gegen Erotik und Objekte der Begierde hatte, aber die Art, wie die männliche Lust über weibliche Charaktere und Gedanken gestellt wurde, stieß mich ab. Die Grenze von Lust zu Lüsternheit wirkte fließend. Vielleicht lag es auch am Hochziehen der Augenbrauen, wenn man über solche Szenen sprach, vielleicht lag es am Altersunterschied und daran, dass es diesen alten Männern immer möglich gewesen sein soll, die Begierde junger Frauen auf sich zu ziehen. Es machte mich misstrauisch, es stieß mich ab. Es war, als hätte sich eine eingeschworene Gruppe Bürgerlicher ver-

abredet, um das Fühlen in einem toten Mann und in einer Zeit zu verorten, die es nicht mehr gab. Als hätten sie die Vereinbarung getroffen: Wenn wir über Goethes Leben und Lieben reden, müssen wir uns diesen menschlichen Misereen, die das Fühlen mit sich bringt, nicht mehr aussetzen – das gemeinsame Bestaunen Goethes aus der Gewissheit der bürgerlichen Komfortzone heraus.

„Ich habe fertig mit Goethe!“, dachte ich nach dem Studium. Wie peinlich diese Heiligsprechung, dachte ich, er war doch auch nur ein Mensch, ein begabter eben. Etwas später kam der Film „Fack ju Göhte!“ in die Kinos – ich fand, das passte.

## Goethes Wasserglas? Ich kaufte es auch

Natürlich mied ich mit dieser Haltung zu Goethe die Stadt Weimar. Was sollte ich da? Die Verherrlichung als Touristin mitinszenieren? Schließlich kam es doch zu einem Besuch: 2019 war ich mit meinem Buch „SHEROES“ zu einer Lesung in die Herzogin Anna Amalia Bibliothek eingeladen. Ich nahm mir vor, bloß keines dieser Dichterhäuser zu besuchen, bloß nicht vor dem berühmten Goethe-Schiller-Denkmal am Theaterplatz zu stehen und mich dort fotografieren zu lassen – bis die Veranstalterin mich überredete, mit in den Museumsshop zu kommen, um für den Schriftsteller Robert Menasse ein Wasserglas zu kaufen. „Wieder ein alter weißer Mann!“, dachte ich, der Begriff war in diesem Jahr in aller Munde, „und was bitte ist dieses Wasserglas?“ Sie erzählte mir von Menasses Fetisch mit Goethes Wasserglas und kaufte gleich mehrere davon. Ich sah mir das kleine Glas an, rollte es skeptisch zwischen den Handflächen – und kaufte es auch. Nebenbei nahm ich noch eines der goldfarbenen Heftchen mit, auf denen irgendein kitschiger Liebessatz von Goethe stand. Ich sah mich zur Touristin werden, ich schämte mich dafür, aber ich war wie ferngesteuert, so, als käme man nicht aus diesem Shop heraus, ohne das eigene Wohnzimmer mit Massenware zu gothisieren. Nur wenig später ging ich doch durch Weimars Dichterhäuser, las die ausgestellten Briefe von Schiller und Goethe, inspizierte die Farben in Goethes Wohnhaus, begutachtete sein Bett und staunte, wie klein es war.

Meine Veranstalterin und ich spazierten durch den Garten von Goethes Wohnhaus, und weil wir eben nicht über Goethe als Ikone sprachen, dachte ich: „So müssen sie hier gelebt haben.“ Schon war ich mittendrin, in meiner

eigenen Phantasie, in der nun etwas lebendig wurde, weil ich es mir selbst vorstellte und nicht, weil man gewichtige Monumente baute. Ich spazierte durch Weimar und bewunderte die Häuser dieser kleinen Stadt, das unfassbar große kulturelle Angebot. Ich hätte mich damals mit Weimar und Goethe auseinandersetzen können, doch ich entschied mich dagegen: In dem Jahr, in dem ich ein Buch über MeToo und weibliche Selbstermächtigung geschrieben hatte, in dem spielerisch der alte weiße Mann als dominante Figur in unserer Gesellschaft dekonstruiert wurde, wollte ich mich nicht mit einem Autor befassen, der oft als „Schwerenöter“ bezeichnet wurde. Von dessen Art zu begehren und zu lieben sich so manche Herren des heutigen Kulturbetriebes wünschten, es wäre noch immer so wie früher, dass Frauen sie brauchten, um etwas zu werden. Es war, als könnte sich eine Schriftstellerin, die sich mit Fragen der Selbstermächtigung beschäftigt, jetzt nicht um Goethe kümmern.

### Der Mythos des kreativen Mannes

Zwei weitere Jahre später sitze ich hier, neben mir steht Goethes Wasserglas, das kleine goldfarbene Goetheheft ist längst vollgeschrieben. Ich habe das Angebot angenommen, Goethe so kritisch zu sehen, wie die feministische Perspektive heute es erlaubt; nun lese ich ihn wieder, sehe Filme über ihn, für die ich niemals in die Kinos gegangen wäre. Es ist, als wäre die Erlaubnis, etwas zerstören zu dürfen, der beste Weg, etwas Neues aufzubauen. Die Statuen bröckeln, die Bilder eines Erotomanen auf seinen Italienreisen bröckeln. Sobald ich mich ernsthaft annähere, auf meine Art, entwickelt sich eine Begegnung mit einem Menschen, der, obschon tot, noch lange nicht fertig ist, der neu entdeckt werden muss. Mag sein, das kommerzielle Bild Goethes ist das Paradebeispiel des „alten weißen Mannes“, ein dankbares Feindbild, das mich als Autorin verfolgt, so wie etwa Martin Walser mich verfolgt, wenn ich den Eindruck habe, vor beinahe jeder meiner Lesungen hätte rein zufällig Martin Walser zuvor am selben Ort gelesen. Oder die Gastgeber, die mich zwar einladen, auch weil feministische Frauen derzeit angesagt sind und ein jüngeres Publikum anziehen, die aber intellektuell doch eher fasziniert sind von der Schaffenskraft der alten weißen Männer. Der Schatten, den diese Dichturfürsten in Deutschland über die Schriftstellerinnen werfen, ist immens. Goethe hat hier einen Verehrungskult begründet. Jene, die ihn nicht weiter hinterfragen, übertragen ihn mitunter auch auf nachfolgende Generationen. So war es normal nach ebendiesen Lesungen, wenn Martin Walser zuvor da war, dass ich nicht zu meinem Buch befragt wurde, sondern dem Mythos Walser begegnete. Ach, wie gut besucht Walsers Lesung gewesen sei, schwärmten Vertreter des Kulturbetriebs fasziniert, wie viele Geliebte Walser hätte, wie dominant er als Vater seiner Töchter sei – das Schreiben der Töchter spielte übrigens auch nur eine untergeordnete Rolle. Der Mythos des kreativen Mannes und seines Werkes – heute bei Walser

und damals bei Goethe – trübt den wahren Blick auf den Intellekt oder die menschliche Empfindsamkeit der Autoren. Sie werden zu leblosen Schablonen des alten weißen Mannes. Ist es legitim, sie zu zerschlagen? Ich denke, ja. Mit zerschlagen meine ich jedoch auch das Zerschlagen meiner eigenen Schablonen, meiner Deutungsbequemlichkeiten.

Einige Feministinnen beschwerten sich gerne darüber, dass Goethe in Christiane Vulpius eine Frau geliebt habe, die ihm intellektuell nicht gewachsen war, die aus der sozialen Unterschicht kam. Selbst zu Lebzeiten strafte die Hofdamen Vulpius nicht nur mit Verachtung, sondern vor allem mit Ignoranz. Nichts ist zerstörender, als die Existenz eines Menschen zu beschweigen. Ich lese heute über diese Beziehung, die ich abgestempelt hatte als „berühmter Goethe wählt sich sinnliche Ungebildete, die alles für ihn tut“, und frage mich plötzlich, weshalb er an ihr hing, warum er sie nach langer Krankheit heiratete. Mir kommen eigene Vorurteile gegenüber weniger gebildeten Menschen in den Sinn. Das Phänomen, dass vor allem gebildete Frauen allein bleiben, aber auch, dass gebildete Frauen ungern Männer wählen, die ein geringeres Bildungsniveau haben. Natürlich könnte ich es mir feministisch bequem machen und meinen, Männer suchen sich eine Frau, die ihnen den Alltag weorganisiert, Frauen hingegen einen Partner auf Augenhöhe – doch ist die Liebe wirklich nur eine Sache des Intellekts? Die Beziehung, die ich zuvor dank meiner Klischees fein einsortieren konnte, wird plötzlich wieder interessant. Da heißt es immer, er sei der Schwerenöter gewesen, sie die treue Frau, doch nun frage ich mich, ob das so stimmt. War Untreue bei Frauen ihrer Schicht in jener Zeit nicht derart verachtet, dass sie unbedingt verborgen bleiben musste? Was wissen wir von den Frauen jener Zeit wirklich? Viele Biografien lesen sich wie ein Stelldichein der Männer. Frauen tauchen vorwiegend auf, wenn sie über das Begehren oder ihre Machtposition eine Rolle im Leben der berühmten Dichter und Denker spielen, nicht etwa, weil sie selbst begehren. Ich lese über jene Zeit von einer Nachtfahrt von Christiane Vulpius mit Friedrich Schiller auf einem Kahn, eine Nachtfahrt im Mondschein, die Schiller seiner Frau gegenüber verschweigt, von der aber Christiane ihrem Goethe erzählt. Mir kommt das frei vor, sinnlich, großzügig miteinander, unverlogen, was in der Liebe schon viel ist.

### Goethes Werk ist voll von Widersprüchen

Was ist diese Liebe zum Leben, was nährt sie? Ich schreibe das nach zwei Jahren der Pandemie, in denen wir Distanz erlebt haben, das Herunterfahren des kulturellen Lebens, weil es verzichtbar zu sein scheint. Je mehr ich in die Zeit der Weimarer Klassik eintauche, desto tiefer spüre ich, wie unverzichtbar Nähe, Austausch und Begegnung sind. Jetzt, nach einer lang andauernden Pandemie, lese ich vom Leben in Weimar mit etwas Neid: Diskurs, Debatten, Konkurrenz, Liebe und Unliebsames. Goethe – der Mann in liegender Pose, der auf diesem Gemälde von

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein als Goethe in der römischen Campagna zu sehen ist. Goethe, der mich nervte mit seinem Italien-Fetisch, ist plötzlich wieder der Mann, der nach Rom flieht, weil Weimar ihn poetisch nicht nährt. Jemand, der Sinnlichkeit im Leben sucht, der lieben will, fühlen will, der Angst hat vor Leere in sich und in seinem Werk. Auch ich schreibe, auch ich arbeite als Kulturmanagerin, auch ich habe manchmal Eindruck, dass hier nicht gut zu leben ist, weil, so schreibt es Goethe, in der „Nebelregion Deutschland“ nur „schlechtgelaunte Menschen“ sind. Mein liebster Onkel, ein alter weißer Mann aus Dalmatien, ging zur Rente zurück ans Mittelmeer nach Dalmatien, ehemals die Altersresidenz römischer Kaiser übrigens, mit den Worten: „Ich werde nicht auch noch im Alter Nebel schlucken.“ Ein Mann ohne Schulbildung, mein Onkel, der hier eine Verwandtschaft zu Goethe hat.

Der in meiner Vorstellung übermächtige Goethe kommt 1788, nachdem er mit seinem Herzog seinen weiteren Werdegang ausgehandelt hatte, aus Italien zurück. Wie oft vergesse ich die Abhängigkeiten jener Zeit. Der alte weiße Mann war vielleicht sogar weniger frei als ich heute. Auf seiner Reise zurück aus Rom schreibt er sich Notizen, wie er die Zeit in Deutschland gut überstehen will. Eine davon lautet: „Nicht hart und kurz angebunden sein.“ Wenn ich mein goldfarbenes Kitschnotizbuch aus dem Souvenirladen öffne, steht dort in anderen Worten dasselbe: Nach meiner Rückkehr vom Mittelmeer wünsche ich mir, etwas „von dem Weichen“ mitnehmen zu können. Ich lese nun die Sätze Goethes wieder und sehe einen Menschen, der Nähe suchte, um sich lebendig zu fühlen. Natürlich ist da der Intellektuelle, der Forscher, der Autor, doch die Kraft zum Leben und Schaffen, die muss man dem Leben und Alltag abringen. Auch der große Goethe konnte nicht einfach in Rom bleiben. Wir alle unterliegen Zwängen, wir alle folgen ihnen, auch wenn wir freier sein könnten. Goethes Werk ist voll von diesen Widersprüchen zwischen Bedürfnissen und Notwendigkeiten. Die Lösungen, die jeder Einzelne sucht, um daraus ein Leben zu machen, sind oft rätselhaft. Sie sind es auch bei Goethe, dabei hat jede Zeit ihre eigenen Fragen und Antworten. Nur manchmal, wenn ich merke, dass wir uns gar nicht so sehr unterscheiden, der alte weiße Mann und ich, werde ich versöhnlich.

### Wieso tun wir so, als ob es uns zustünde zu urteilen?

Goethe ist nicht auf die Beerdigungen der ihm liebsten Menschen gegangen. Ich hatte einmal einen Kommentar gelesen, in dem eine Feministin ihn für seinen Umgang mit Christiane Vulpius kritisierte. Dafür, dass er so schwach war, nicht auf ihre Beerdigung zu gehen. Er kränkelte, wie immer, wenn es hart wurde. Berechtigt, dachte ich damals. Ich fand das Verhalten Goethes befremdlich, weil es mir so nahegebracht worden war, eine Art kalte Erzählung, bewertet nach konventionellen Maßstäben.

#### JAGODA MARINIĆ

ist Schriftstellerin, Kolumnistin und Kulturmanagerin. Zuletzt erschien ihr Buch „SHEROES. Neue Held\*innen braucht das Land“.

Doch je mehr ich darüber las, wie er sich auf Menschen bezog, desto klarer wurde mir, dass sein Fernbleiben nichts Weinerliches an sich hatte, dass es kein Verrat an den geliebten Menschen gewesen sein muss. Vielleicht war es eher eine Absage an die Konvention und an jene, die nicht so tief trauern würden wie er. Nie ist man einsamer, als wenn man vor den Augen anderer trauert anstatt mit ihnen. Den Menschen, den er liebte, würde er unter der Trauergesellschaft und am Grabe nicht finden, könnte sich Goethe gedacht haben. Sich angesichts solcher Innigkeit die Einsamkeit im Abschied zuzumuten, ist seine private Entscheidung, über die ich nicht richten muss. Wieso tun wir so, als ob es uns zustünde, so über Goethe zu urteilen? Vielleicht bin ich milde geworden in dieser Pandemie, durch die Distanz, die uns diese Zeit immer wieder auferlegt, aber mich berührt die Innigkeit dieser Beziehungen. Schiller etwa bricht in Tränen aus, als er hört, dass Goethe erkrankt ist.

### Mit einem Mal steht da ein Mensch und keine Ikone

Für mich, die ich in einer Zeit lebe, in der sich das „Ich“ permanent optimiert und auch Beziehungen gut laufen müssen, um nicht „toxisch“ genannt zu werden, steht diese Innigkeit und Widersprüchlichkeit für eine Ära, die noch sehr viel Raum für Zwischenmenschlichkeit ließ. Wir müssen heute den Planeten retten, das Klima, die Menschen an den Grenzen der EU und außerhalb. Wir müssen gut sein und die „richtigen“ Feindbilder haben, wir organisieren uns in Gruppen, wir managen uns digital, wir bewegen die Welt. Das ist alles richtig und unentbehrlich, nur manchmal habe ich den Eindruck, wir wissen zwar vieles, doch wenig darüber, wer wir sind. Goethe zuzulassen, etwas Fühlbares aus der Begegnung mit ihm zu machen, verändert diesen Goethe – und auch einen selbst.

Es geht ein Riss durch das Bild von Goethe. Dieser Riss, wenn man mutig ist, „reißt Goethe entzwei“. Mit einem Mal steht da ein Mensch und keine Ikone. Wie bequem es ist, über ein ewig gewordenes Bild von Goethe zu richten, statt sich selbst zu fragen, wer er gewesen sein könnte. Wie einfach, wenn man nicht mehr mit fragenden Augen, bereit, etwas Neues zu entdecken, auf die Geschichte schaut und den lebendigen Menschen hinter all den Abbildungen sucht. Du sollst dir kein Bildnis machen. Goethe gehört uns nicht.

Wer hätte gedacht, dass ich diesen Essay mit einem Tagebucheintrag von Max Frisch beende. „Warum reisen wir?“, fragt Frisch. „Auch dies, damit wir Menschen begegnen, die nicht meinen, daß sie uns kennen ein für allemal; damit wir noch einmal erfahren, was uns in diesem Leben möglich sei – Es ist ohnehin schon wenig genug.“ Wenn Goethe reiste, dürfte es ihm ähnlich gegangen sein. Wenn ich mich das nächste Mal auf den Weg zu Goethe nach Weimar mache, möchte ich es mit dieser Offenheit tun. Nichts kennt man ein für allemal.